

Finma sucht vergeblich Frauen für VR

FINMA Bruno Frick wird sein Amt als Finma-Verwaltungsrat wohl antreten. Im Wirbel um seine Wahl ging unter, dass es höchste Zeit für eine zweite Frau in dem Gremium wäre.

BALZ BRUPPACHER
balz.bruppacher@luzernerzeitung.ch

«Der Bundesrat wählt den Verwaltungsrat. Er achtet dabei auf eine angemessene Vertretung beider Geschlechter.» So steht es in Artikel 9 des Finanzmarktaufsichtsgesetzes. Seit letztem Oktober sitzt nur noch eine Frau im Aufsichtsgremium der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma). Mit Anne Héritier Lachat handelt es sich dabei allerdings um die Finma-Präsidentin. Ist das «angemessen»?

Zu Beginn waren drei Frauen im VR

Einen Hinweis liefert das Votum von Hans-Rudolf Merz bei der Beratung des Finanzmarktdienstleistungsgesetzes im Ständerat. Welches ist der Unterschied zwischen «ausgewogen» und «angemessen»? fragte im Juni 2007 der damalige Finanzminister und gab die Antwort gleich selber: «Wenn Sie eine Powerfrau haben, sind die Frauen angemessen vertreten.» Ausgewogen hiesse demgegenüber gleich viele Frauen wie Männer.

Frick füllt Lücke aus

Beim Start der aus Banken- und Versicherungsaufsicht fusionierten Behörde Anfang 2009 sassen immerhin drei Frauen im neunköpfigen Verwaltungsrat. Ende 2011 schied Sabine Kilgus aus, und im letzten Herbst 2012 nahm mit Monica Mächler die Finma-Vizepräsidentin den Hut. Bei den Ersatzwahlen kamen Männer zum Zug.

Nach weiteren Rücktritten umfasst der Finma-Verwaltungsrat zurzeit nur sieben Mitglieder – das ist das gesetzliche Minimum. Das Finanzdepartement, das dem Bundesrat Wahlvorschläge macht, hält deshalb schon länger nach Frauen Ausschau, die die Voraussetzungen für die Finma-Aufsichtsbehörde mitbringen. Bisher ohne Resultat. Insofern trifft auch die Qualifikation zu, dass Bruno Frick nur zweite Wahl war. Nach wie vor hat es im Verwaltungsrat eine Vakanz. Fi-



Finma-Präsidentin Anne Héritier Lachat ist die einzige Frau im Finma-Verwaltungsrat. Das Bild zeigt sie mit Finma-Direktor Patrick Raafaub (links) und Geschäftsleitungsmitglied Mark Branson (rechts.)

Freshfocus/Manu Friederich

nanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf ist deshalb weiter auf Frauensuche. Dass dies nicht einfach ist, hängt mit der Führungsstruktur und der Organisation der Finma zusammen. Mit Ausnahme des Präsidiums sind die Mitglieder des Verwaltungsrats im Nebenamt tätig. Die im Gesetz sowie im Organisationsreglement und in einem Verhaltenskodex verankerten Regeln über Unabhängigkeit, Ausstand und Unvereinbarkeit schränken Aktivitäten in der Finanzbranche erheblich ein.

Prügelknaben und Blitzableiter

Mit Ausnahme der Vertreter aus der Wissenschaft handelt es sich bei den Verwaltungsräten daher meist um Persönlichkeiten am Ende ihrer beruflichen Laufbahn. Im jetzigen Finma-Verwaltungsrat sind fünf der sieben Mitglieder 62-jährig oder älter. Hinzu kommt eine

«Wenn Sie eine Powerfrau haben, sind die Frauen angemessen vertreten.»

DER EHEMALIGE
FINANZMINISTER
HANS-RUDOLF MERZ
2007 IM STÄNDERAT

verglichen mit Mandaten in der Privatwirtschaft bescheidene Vergütung von jährlich 80 000 Franken für ein Pensum von 25 Prozent.

Lorbeeren gibt es für den Job kaum zu holen. Im Gegenteil: Die mitten in der Finanzkrise geschaffene Behörde und ihre Mitglieder müssen immer wieder als Blitzableiter und Prügelknaben herhalten. Man wirft ihnen einerseits Befangenheit, Mutlosigkeit und Versäumnisse vor. Andererseits wird die Finma wegen Übereifer, Bürokratie und Regulierungswut angeprangert.

Frick hat die nötige Kompetenz

Die überraschende Wahl Fricks warf vor allem Fragen bezüglich Qualifikation und Unabhängigkeit des ehemaligen CVP-Ständerats und Wirtschaftsrechtsanwalts auf. Frick wurde von der Dachorganisation der Selbstregulierungsorganisa-

tionen (SRO) des Nichtbankensektors nominiert. Bei den SRO handelt es sich um einen der Finma unterstellten Fachbereich, der ebenso wie Banken und Versicherungen gemäss Gesetz Anspruch auf eine angemessene Vertretung im Verwaltungsrat hat. Als ehemaligem Vorstandsmitglied der grössten SRO ist Frick Fachkunde in diesem Bereich nicht abzusprechen.

Eklat um Wahl von de Capitani

Die Unabhängigkeit der Mitglieder des Aufsichtsgremiums ist ein Dauerthema. Und zwar schon zu Zeiten der Finma-Vorgängerbehörde Eidgenössische Bankenkommision (EBK). In Erinnerung ist der Eklat bei der Wahl von Silvio de Capitani zum Präsidenten der Bankenkommision im Dezember 1991. Mit der Ernennung des ehemaligen Zürcher FDP-Nationalrats, Wirtschaftsrechtsanwalts und Mitglieds zweier Bank-Verwaltungsräte übergab der Bundesrat den Antrag von SP-Finanzminister Otto Stich, der seinen Parteikollegen Hans Schmid, HSG-Professor und ebenfalls alt Nationalrat, vorgeschlagen hatte. Stich, selber ein ehemaliges Mitglied der EBK, liess seinem Ärger einen Tag nach der Wahl freien Lauf und bezeichnete den neuen EBK-Präsidenten als Bankvertreter sowie als «Diener zweier Herren».

Das Versprechen des Bundesrats

Dem ersten Finma-Präsidenten Eugen Haltiner wurde wegen seiner früheren Tätigkeit als Mitglied der UBS-Konzernleitung mangelnde Unabhängigkeit vorgeworfen. Die Konstellation war hier besonders brisant, weil die UBS vom Staat gerettet werden musste und die Finma die Grossbank in einer Nacht-und-Nebel-Aktion vor einer Anklage in den USA bewahrte.

Seine UBS-Vergangenheit wurde auch dem Finma-Geschäftsleitungsmitglied Mark Branson angekreidet. Keinem der kritisierten Bankenaufseher konnte allerdings konkretes Fehlverhalten nachgewiesen werden. Der Bundesrat versicherte in seiner Stellungnahme zum UBS-Bericht der Geschäftsprüfungskommissionen des Parlaments aber immerhin, er werde in Zukunft noch verstärkt darauf achten, Persönlichkeiten in den Finma-Verwaltungsrat zu wählen, «die sich durch kritisches und unabhängiges Denken auszeichnen». Daran werden Regierung wie auch der neue Finma-Verwaltungsrat Frick zu messen sein.

Bauen wir heute die Slums von morgen?



Stetig wachsende Bevölkerungszahl, zunehmender Flächenverbrauch, explodierende Verkehrsströme, höhere Energiesensibilität: Verdichtetes Bauen ist das Gebot der Stunde! Alle Experten sind sich einig: höher, dichter, urbaner! Landbesitzer, Baubranche und Investoren freuen sich: Mehr Bewohner auf der gleichen Fläche heisst höhere Bodenrente, mehr verbauter Beton, mehr Mietzinseinnahmen. Alle sind glücklich.

Und die Bewohner?

Auch heute noch ist der Wohnraum fast jedes Schweizer das eigene Einfamilienhaus mit Garten, obwohl dieses in wirtschaftlich stärkeren Regionen für die meisten finanziell in weite Ferne gerückt ist. In der heutigen für die meisten Menschen sehr anforderungsreichen, oft hektischen und fremdbestimmten Welt ist es tatsächlich so, dass der wahre Luxus nicht mehr in monetären Werten, sondern in der Verfügbarkeit von Zeit, Raum, Ruhe und Privatheit liegt. Die in den letzten Jahren starke Betonung von Rationalität, Ökonomie, Individualität und Urbani-

tät führt zu einer Gegenbewegung und einer verstärkten Sehnsucht nach Emotionalität, Spiritualität, Ökologie und Gesellschaft. Neue Trends wie «Urban Gardening», aber auch die Abstimmungsresultate zu raumplanerischen Themen der letzten zwei Jahre sind ein klarer Ausdruck dieses Unbehagens.

AUSSICHTEN

Die aktuelle Diskussion in der Bauwirtschaft insbesondere auch im Zusammenhang mit Verdichtung dreht sich häufig um die Fragen nach Ausnutzungsziffern und Hochhäusern und ist damit stark rational geprägt. Diese Diskussion läuft letztlich ins Leere. Mehr desselben bedeutet in der Regel nicht mehr, sondern weniger Qualität.

Wieso fühlen wir uns in der verkehrsfreien Altstadt wohl? Sind es die Plätze, wo man sich trifft? Ist es das Leben, das in den Erdgeschossläden und Restaurants stattfindet und sich in den Aussenräumen fortsetzt? Ist es die Durchmischung von Wohnen, Arbeiten und Einkaufen, die dafür sorgt, dass die Gegend immer belebt ist? Ist es das Nebeneinander von verschiedenen Baustilen, Alt und Neu, Grau und Grün? Offensichtlich ist es die Kombination dieser Faktoren, die Quartiere attraktiv macht. Das Fehlen davon führt zu Verödung und Langeweile.

Entscheidend ist die qualitative Verdichtung. Relevant ist nicht, wie mög-

lichst viele Wohnungen und Arbeitsplätze auf einer Fläche untergebracht werden können, sondern wie dafür gesorgt werden kann, dass möglichst viel Leben und Durchmischung entsteht. Nicht die Frage nach Ausnutzungsziffern und Gebäudehöhen, sondern die Gestaltung und Organisation von Plätzen, Achsen, Grünräumen und Erdgeschossnutzungen müssen im Vordergrund stehen.

Forderungen nach freier Zugänglichkeit der obersten Geschosse von Hochhäusern, damit auch der «normale Bürger» die Aussicht geniessen kann, sind vielleicht medienwirksam, bringen aber nichts. Das Leben findet auf der Strasse, im Erdgeschoss, auf den Plätzen statt. Vereinbarungen über die Nutzung der Erdgeschossflächen und deren Vermietungen zu günstigeren Preisen sind zielführender. Sie ermöglichen die Ansiedlung von Cafés, Ateliers, Läden und Treffpunkten, die zwar nicht die höchsten Mieten zahlen können, dafür aber Leben ins Quartier bringen.

Verdichtung ist immer auch Stadt- und Quartierentwicklung und geht deshalb über die einzelne Parzelle hinaus. Es ist nicht damit getan, dass an der Urne über Bebauungspläne und Ausnutzungen entschieden wird. Vielmehr geht es um die Frage, wie sich ein Quartier entwickeln kann, damit es für die Bewohner zur Heimat wird. Die Antwort darauf ist nicht eine technische, sondern vor allem eine emotionale. Dies bedingt intensive Kommunikation und Einbezug aller Beteiligten. Die Rolle des

Gemeinwesens ist dabei diejenige des Motivators, Moderators und Ermöglichers. Auf diese Weise entstehen in intensiver Auseinandersetzung Ideen und Lösungen und werden unterschiedlichste Interessengruppen aktiviert.

Selbstverständlich hat der Investor ein gewichtiges Wort mitzureden. Aber attraktive, lebendige Quartiere gehen nicht zu seinen Lasten, selbst wenn er darauf verzichtet, in bestimmten Teilen den maximal möglichen Mietzins zu verlangen. Im Gegenteil: Leben im

«Man kann hoffnungsvoll auf den in Cham gewählten Weg zur Entwicklung des Papiereri-Areals blicken.»

Quartier steigert die Attraktivität und damit auch seine Rendite. Insofern kann man hoffnungsvoll auf den in Cham gewählten kooperativen und öffentlichen Weg zur Entwicklung des frei werdenden Papiereri-Areals blicken. Es bleibt zu hoffen, dass das Beispiel Schule machen wird. Nicht nur bei Neuentwicklungen, sondern auch zur Weiterentwicklung bestehender Quartiere.

MARKUS SCHMIDIGER

HINWEIS

Professor Markus Schmidiger lehrt und forscht an der Hochschule Luzern zum Thema Immobilienmanagement. Dieser Artikel ist auch auf dem Immobilienblog der Hochschule Luzern unter <http://blog.hslu.ch/immobilienblog/> publiziert.